

# Das Zeitalter der Genozide

Ursprünge, Formen und Folgen politischer Gewalt  
im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von

Olaf Glöckner und Roy Knocke



Duncker & Humblot · Berlin

2017

## Zur Rolle von Organisationen im Holocaust

### Warum sich Hunderttausende von Deutschen an der Deportation und Ermordung von Juden beteiligt haben<sup>1</sup>

Von Stefan Kühl

Massentötungen scheinen zur „Normalität“ der modernen Gesellschaft zu gehören. Man denke nur an die Genozide im Rahmen der Kolonialisierung über die stalinistischen Säuberungen in der Sowjetunion bis hin zu den durch den Islamischen Staat (IS) verübten Massakern im Irak und in Syrien. Aber kein Genozid hat die Menschheit bisher so fassungslos zurückgelassen wie der Holocaust, die Ermordung von sechs Millionen jüdischer Frauen, Männer und Kinder während des Zweiten Weltkrieges. Angesichts des Grauens und der Dimension des Verbrechens ist das Bedürfnis nach einfachen Antworten sehr wohl nachvollziehbar. In der Tat hätte es etwas Erleichterndes, wenn man die Ghettoliquidierungen, die Massenerschießungen und die Vergasungen in den Vernichtungslagern auf besetztem polnischen Gebiet dadurch erklären könnte, dass die Täter von Adolf Hitler verführt wurden, einem besonders brutalen Menschenschlag angehörten oder dass sie sämtlich eliminatorische Antisemiten waren, die aufgrund eines in der deutschen Kultur tief verwurzelten Hasses gegen Juden quasi zwangsläufig zu „Hitlers willigen Vollstreckern“ werden mussten.

Aus wissenschaftlicher Perspektive stößt eine solche Personalisierung der Verantwortung aber schnell an ihre Grenzen. Zweifellos wurde der Nationalsozialismus von einem Großteil der deutschen Bevölkerung begrüßt, zweifellos gab es in den Polizeitruppen und den Konzentrationslagern Personen, die ihren Job als Möglichkeit sahen, einen tief sitzenden Sadismus auszuleben, und zweifellos gab es unter den überzeugten Antisemiten in Deutschland manche, die auch eine „Ausrottung“ der jüdischen Bevölkerung aktiv propagierten. Das Überraschende bleibt hingegen, dass an den Massentötungen viele Personen beteiligt waren, an denen vor Beginn des Zweiten Weltkrieges ein solch mörderisches Verhalten oder eine entsprechende Gesinnung nicht beobachtet wurde und nach dem Zweiten Weltkrieg auch nie wieder beobachtet wurde.

Weswegen also – so eine der ganz zentralen Fragen in der Holocaustforschung – waren „ganz normale Männer“, „ganz normale Deutsche“ bereit, Hunderte, ja

<sup>1</sup> Dieser Artikel basiert auf dem ersten und sechsten Kapitel meines Buches „Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust“ (Frankfurt am Main 2014).

manchmal Tausende von Männern, Frauen und Kindern zu demütigen, zu quälen und zu töten?

### I. „Ganz normale Männer“ und „ganz normale Deutsche“

Eine der wichtigsten Fragen in der bisherigen Forschung ist, in welchem spezifischen Sinne diese Männer „normal“ waren. Waren es – so die Zusammenfassung der bisherigen Debatte in einer einzigen Frage – „ganz normale Männer“ oder „ganz normale Deutsche“? Nicht wenige mag dieser Gegensatz überraschen, weil es naheliegt, dass es sich bei den meisten am Holocaust beteiligten Personen sowohl um „Männer“ als auch um „Deutsche“ gehandelt hat. Die Betonung des einen oder des anderen Wortes macht in der Debatte jedoch den grundlegenden Unterschied aus.

Mit der Betonung des Wortes „Männer“ wird herausgestellt, dass im Prinzip jede männliche Person zur Tötung von Juden imstande gewesen wäre, wenn sie sich nur in der gleichen Situation wie beispielsweise die Angehörigen des Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101 befunden hätte, quasi derjenigen „Tötungseinheit“ des NS-Staates, die wohl bisher in der Wissenschaft am ausführlichsten untersucht und am kontroversesten diskutiert wurde. Zu diesem Polizeibataillon scheint alles gesagt zu sein, oder doch nicht? Das Reserve-Polizeibataillon 101 hat in der Forschung deswegen so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil seine Angehörigen in einem auffälligen Maße „normal“ waren. Es handelte sich bei den in Hamburg ausgehobenen Polizisten überwiegend um Familienväter, die – bevor sie als Polizeireservisten nach Polen verlegt wurden – ihren zivilen Berufen als Hafearbeiter, Friseur, Handwerker oder Kaufmann nachgegangen waren. Nur die wenigsten der etwas über 500 Bataillonsangehörigen hatten sich vor ihrem Einsatz in Polen als engagierte Nationalsozialisten oder SS-Männer hervorgetan.

Die immer noch kontrovers geführte Debatte über dieses Polizeibataillon dreht sich um die Frage, in welchem Sinne diese Männer „normal“ gewesen sind. Hier lässt sich die bereits erwähnte, grundsätzliche Frage direkt und an der einzelnen Person stellen: Handelte es sich um „ganz normale Männer“ oder um „ganz normale Deutsche“? Den unbedarften Leser mag dieser Gegensatz irritieren, weil es sich in der Zeit von 1933 bis 1945 bei Hamburger Polizisten in der weit überwiegenden Anzahl sowohl um „Männer“ als auch um „Deutsche“ gehandelt haben muss.

Doch damit diese „ganz normalen Männer“ zu „Mördern“ werden konnten, bedurfte es – so vor allem der Historiker Christopher Browning – einer Reihe von spezifischen Bedingungen: Einer „Brutalisierung in Kriegszeiten“, eines ausgeprägten „Rassismus“, eines „arbeitsteiligen Vorgehens verbunden mit wachsender Routine“, eines gerade in der Führungsschicht dominierenden „Karrierismus“, „blindem Gehorsam und Autoritätsgläubigkeit“ sowie einer „ideologischen Indoktrinierung und Anpassung“. Hinzu kamen eine „ausgeprägte Korpsmentalität“, „ein erheblicher Gruppendruck“ sowie „Alkoholexzesse, verbunden mit einer immer

weiter fortschreitenden Abstumpfung gegenüber Gewalttaten jeder Form“.<sup>2</sup> Hinter einem solchen Bündel möglicher handlungsleitender Faktoren steckt letztlich ein moderater *strukturalistischer Ansatz*, der auf die eher begrenzten Handlungsmöglichkeiten einzelner Personen im Zwangsapparat des NS-Staates verweist.

Mit der Betonung des Wortes „*Deutscher*“ wird nicht ausgeschlossen, dass Brutalisierung, Gruppendruck oder Autoritätsgläubigkeit eine Rolle gespielt haben. Gerade bei den nichtdeutschen Beteiligten am Holocaust – zum Beispiel den in den besetzten Gebieten rekrutierten Hilfstruppen aus Ukrainern, Polen, Letten, Litauern oder Esten – sind solche Faktoren offenbar wichtig gewesen, und auch bei den deutschen Polizisten, SS-Angehörigen und Wehrmachtsoldaten können diese Faktoren wohl nicht komplett ignoriert werden. Nach Ansicht mancher Forscher sind sie für das Verhalten der Deutschen aber zweitrangig gewesen. Die „ganz normalen Deutschen“ seien – so besonders der Historiker Daniel Goldhagen – aufgrund eines lange schon vorherrschenden, auf Vernichtung zielenden Antisemitismus zu dem Schluss gekommen, „dass die Juden *sterben sollten*“. „Die Täter“ hätten sich an ihren eigenen, kulturell tief verankerten „Überzeugungen und moralischen Vorstellungen“ orientiert und die Massenvernichtung der Juden deshalb für gerechtfertigt gehalten. „Sie *wollten* nicht nein dazu sagen.“<sup>3</sup>

Ein solches Erklärungsmuster ist letztlich die radikale Variante eines *voluntaristischen Ansatzes* in der Holocaustforschung, der auf den eigenen Antrieb der Täter verweist. Die Deutschen, so die Kurzformel, „*wollten* nicht Nein“ zum Holocaust sagen, ja, sie wollten sogar zu großen Teilen „Ja“ zur Ermordung der europäischen Juden sagen.

Aus einer soziologischen Perspektive erscheinen sowohl der strukturalistische wie auch der voluntaristische Erklärungsansatz als unbefriedigend. Der voluntaristische Ansatz, das Verhalten über einen tief sitzenden eliminatorischen Antisemitismus der Deutschen zu erklären, geht letztendlich von einer simplen Übereinstimmung zwischen den Zielen und Zwecken organisierter Tätergruppen – hier der Vernichtung der europäischen Juden – und den Motiven der Organisationsmitglieder – beschrieben als „eliminatorischer Antisemitismus“ – aus. Diese Erklärung

<sup>2</sup> Siehe: *Browning* (1999), S. 209, und die Referierung durch *Herbert* (1998), S. 30. Siehe auch *Curilla*, S. 882 ff. mit einer ähnlichen Aufzählung: Brutalisierung, Karrieredenken, Vorbereitung, Einübung und Gewöhnung, Tradition von Gehorsam, Gruppendruck und die Ausgrenzung von Minderheiten.

<sup>3</sup> *Goldhagen*, Vollstrecker, S. 28. Hervorhebungen im Original. Die Relativierung anderer Faktoren durch Goldhagen liest sich wortwörtlich wie folgt: „Die Überzeugungen der Täter, ihr spezifischer Antisemitismus, waren zwar offensichtlich nicht die einzige, aber doch, so behaupte ich, eine entscheidende Ursache ihres Handelns.“ *Goldhagen*, Vollstrecker, S. 28. Die „Handlung der deutschen Täter“ könne, so Goldhagen, nicht „durch strukturelle Faktoren“, sondern nur durch „kulturell-kognitive“ erklärt werden. „Schon die verwendete Begrifflichkeit wirft hier grundlegende Fragen auf. Was genau soll „kulturell-kognitiv“ sein? Sind „Kulturen“ keine „Strukturen“, die das Handeln von Personen prägen? Welche „strukturellen Faktoren“ meint er denn, wenn er keine „Kulturen“ darunter fasst?

versagt aber spätestens dann, wenn es um die Verbrechensbeteiligung durch nicht-deutsche Hilfskräfte – die „Fußvölker der Vernichtung“ – geht.<sup>4</sup> Demgegenüber hat der auf die Vielzahl von Faktoren verweisende strukturalistische Ansatz zwar den Vorteil, dass man sich mit einem Strauß von Erklärungen letztlich nicht irren kann. Aber das ist gleichzeitig auch sein Nachteil. Unterschiedliche Motive werden in einer biederen Faktorenforschung aneinandergereiht. Die verschiedenen Aspekte werden weder begründet, gewichtet noch – und das wiegt schwerer – zueinander in Beziehung gesetzt. Man nimmt an, dass eine antisemitische Grundeinstellung, kriegsbedingte Brutalisierung, Karriereorientierung, Autoritätsgläubigkeit, Korpsmentalität und Gruppendruck eine Rolle gespielt haben, aber wie das alles miteinander zusammenhängt und ineinander spielt, bleibt letztendlich unklar.<sup>5</sup>

In der Forschung hat sich weitgehend die Auffassung durchgesetzt, dass die Kontroverse „ganz normale Männer“ versus „ganz normale Deutsche“ nicht das Material für eine große, hilfreiche Debatte geliefert hat. Goldhagens monokausale Erklärung eines „eliminatorischen Antisemitismus“ sei, so der Tenor, theoretisch und empirisch zu schwachbrüstig gewesen, um ausreichend Unterstützung von anderen Wissenschaftlern zu mobilisieren. Das „Goldhagen-Phänomen“ – oder sollte man sagen: die „Goldhagen-Tragik“? – bestand darin, dass nur wenige Historiker es als gerechtfertigt empfanden, über dessen These ausführlich zu diskutieren, ih-

<sup>4</sup> Zu den „Fußvölkern der Vernichtung“ als Bezeichnung für die nichtdeutschen Hilfsstruppen beim Holocaust siehe Kühl (2009). Es wird dabei der Begriff von Mallmann über die deutsche Ordnungspolizei als „Fußvolk der Vernichtung“ (Schneider, Auswärts) aufgegriffen und variiert. Seine Nichtbeschäftigung mit den nichtdeutschen Beteiligten am Holocaust erklärt Goldhagen, Vollstrecker, S. 557 forschungspragmatisch. Sein Buch behandle bereits ein sehr umfangreiches Thema. „Es musste begrenzt werden, damit es zu bewältigen blieb.“ Dabei hat er jedoch übersehen, dass gerade die Beteiligung der nichtdeutschen Hilfskräfte sein Argument grundlegend infrage stellt und er dort nur in – häufig improvisiert wirkende – multikausale Erklärungsmuster ausweichen musste. Zweifelsohne ging der „entscheidende Impetus zum Holocaust“ von Deutschland – und damit auch von „den Deutschen“ aus, aber damit bleibt trotzdem immer noch erklärungsbedürftig, wie es gelang, „ganz normale Deutsche“ und „ganz normale Nichtdeutsche“ zu einem aktiven Einsatz in Tötungskommandos zu bewegen.

<sup>5</sup> So auch die Klage von Bartov (2000), S. 40, der aber in die Analyse von Browning nicht zu Unrecht eine starke Sympathie für die „Gruppendruck-These“ hineinliest. Bestenfalls ringt man sich zu Aussagen durch, dass in der Sachdimension beim Vorgehen gegen beispielweise jüdische Polen eine nationalsozialistische Indoktrination eine wichtigere Rolle gespielt haben mag als bei Vorgehen gegen nichtjüdische Polen, dass in der Sozialdimension unterschieden werden muss zwischen SS-Einheiten, in denen Antisemitismus eine tendenziell größere Rolle gespielt hat als bei den Polizeibataillonen, und dass in der Zeitdimension anfangs die Autoritätsorientierung zentral war, während später dann eine Abstumpfung wichtiger wurde (Browning (1992), S. 128). Aber am Ende bleibt unklar, wie das alles miteinander zusammenhängt. Obwohl er in Bezug auf die nichtdeutschen Tätergruppen selbst einen Multikausalitätsansatz einfordert, spricht Daniel Goldhagen deswegen von einem „Wäscheleinen-Prinzip“, bei dem alle möglichen Motive nebeneinander gehängt werden.

nen aber eine solche Diskussion aufgrund des „fantastischen öffentlichen Erfolgs“ und der „zustimmenden Rezeption durch einige bekannte Intellektuelle“ aufgezwungen wurde.<sup>6</sup> Letztlich scheinen jene Historiker richtig gelegen zu haben, die prophezeiten, dass man sich in der weiteren Holocaust-Forschung nicht an Goldhagens Buch orientieren werde. Mehr noch: Die wissenschaftliche Debatte war beendet, bevor sie überhaupt ernsthaft begonnen hatte. Ein weiteres Mal blieb damit die ganz grundlegende Frage ungeklärt, weshalb Hunderttausende von Männern und Frauen sich bereitwillig an der Durchführung des Holocaust beteiligten hatten.

## II. Versuch einer soziologischen und systemtheoretischen Annäherung

Dass inzwischen auch soziologische Zugänge Klarheit schaffen sollen, mag irritieren. Schließlich wurde gerade in der Debatte über das Reserve-Polizeibataillon 101 das Wort „Soziologe“ eher als Schimpfwort verwendet, mit dem sich Kontrahenten gegenseitig ihre Abneigung zu verstehen gaben. So beklagte sich beispielsweise Daniel Goldhagen, dass seine Kontrahenten mit „soziologistischen Zugängen“ lediglich die Verantwortung der Polizeibeamten an Massenerschießungen verschleierten.<sup>7</sup> Umgekehrt warfen Goldhagens Kritiker dem Holocaustforscher vor, dass sein Blick durch Soziologismen vernebelt sei. So bedauerte beispielsweise Mariam Niroumand, dass Goldhagen eine Art „Pulp Fiction mit soziologischem Tarncode“ produzieren würde, und Paul Johnson beklagte Goldhagens „Sociobabble“ – „Soziologenjargon“ – mit dem er sich letztlich der Mühe einer genauen Analyse entzöge.<sup>8</sup> Die Ironie bei der Sache: Keiner der Kontrahenten war Soziologe, keiner arbeitete systematisch mit soziologischen Theorien, und keiner verwendete einen auch nur rudimentär abgesicherten soziologischen Begriffsrahmen. Als Schimpfwort schien „Soziologe“ in der Diskussion über den Holocaust aber trotz-

<sup>6</sup> Gleichwohl wurde die Debatte der Thesen Daniel Goldhagens zum Polizeibataillon 101 anfangs mit großen zeithistorischen Debatten des zwanzigsten Jahrhunderts verglichen – so etwa mit der Auseinandersetzung über Fritz Fischers Buch zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der hitzigen Debatte zu Hannah Arendts Buch über „Eichmann in Jerusalem“ und der These der Historiker über die Singularität des Holocaust. Siehe dazu Rosenfeld, Controversy, S. 250 f., der jedoch auf zentrale Unterschiede der Debatten aufmerksam macht.

<sup>7</sup> Goldhagen spricht hier von „sociologicistic accounts“. Siehe Brennan, S. 93.

<sup>8</sup> Siehe Niroumand und Johnson. Die Bezeichnung Soziologe erschien in mehreren Zeitungs- und Zeitschriftenberichten. Die Journalisten Matthias Arning und Rolf Paasch schreiben vom „US-Soziologen“ Goldhagen, der auf scharfe Kritik stoße (Arning/Paasch). Der Publizist Rudolf Augstein gab seiner Auseinandersetzung mit Goldhagen kurzerhand den Titel „Der Soziologe als Scharfrichter“ und beschwerte sich darüber, dass dieser alles ausblenden würde, „was ihm an bisheriger Forschung nicht passt“ – suggerierend, dass dies ein für die Soziologie üblicher Arbeitsstil sei. Ganz sicher war man sich über die Zurechnung nicht (Augstein, in: Schoeps). Neben dem Vorwurf des „socio-babble“ fand sich aber auch der Vorwurf des „psycho-babble“ (Picks).

dem gut geeignet zu sein.<sup>9</sup> Dass sich der Ausdruck „Soziologe“ in der Debatte als Schimpfwort etablieren konnte, daran waren die Soziologen allerdings nicht ganz schuldlos, weil – bis auf wenige Ausnahmen – keine soziologische Literatur über den Holocaust existiert.<sup>10</sup>

Die häufig beklagte Distanz – oder sogar „Ignoranz“ der Soziologie zur Holocaustforschung<sup>11</sup> bleibt insofern überraschend, als dass die frühen Studien von Hans Günther Adler und Eugen Kogon aufgrund deren Vorbildung „ansoziologisiert“ waren. Doch wenn sich die Soziologie später überhaupt in die Diskussion über den Holocaust einmischte, dann siedelte sie ihre Erklärungsansätze vorrangig – wie Theodor Adorno oder Norbert Elias – auf der Ebene einer abstrakten Gesellschaftstheorie an.<sup>12</sup> Oder es dominieren Arbeiten, die verschiedene Genozide miteinander vergleichen und beispielsweise nach unterschiedlichen Motivlagen wie der Eliminierung von Bedrohungen, der Verbreitung von Terror unter Fein-

<sup>9</sup> Um sich mit Daniel Goldhagens Vorwurf der „soziologistischen Zugänge“ konfrontiert zu sehen, brauchte man kein Soziologe zu sein, sondern es reichte in der Debatte aus, als Historiker den Begriff des „Gruppendrucks“ zu verwenden – ein Konzept, das vorrangig von Sozialpsychologen verwendet wird und das aus einer soziologischen Perspektive unzureichend ist, um die informellen Prozesse innerhalb des Polizeibataillons zu erfassen. Aber auch Goldhagen – vermeintlich „Professor für Soziologie an der Universität Harvard“ (siehe *Augstein*, Scharfrichter – und im Anschluss an *Augstein* beispielsweise *Blum/Storz*) – hatte bestenfalls im Grundstudium einige Seminare in Soziologie belegt, und die Mitglieder des Departments für Soziologie der Harvard University waren wohl selbst überrascht, wer ihnen kurzerhand als Kollege zugerechnet wurde. Bei der Sichtung der Sammelbände zur sogenannten Goldhagen-Kontroverse wird deutlich, dass die Debatte, wie „ganz normale Männer“ dazu gebracht werden konnten, sich an der Massenerschießung zu beteiligen, von Historikern, Politikwissenschaftlern, Filmwissenschaftlern, Anthropologen, Theologen und Sozialpsychologen geführt wurde, nicht jedoch von Soziologen. Diese Zurückhaltung der Soziologen war charakteristisch für fast alle maßgeblichen Kontroversen über den Holocaust. Als Hannah Arendt mit ihrer Studie über Eichmann und „Die Banalität des Bösen“ eine erste heftige öffentliche Kontroverse über den Holocaust auslöste, hielten sich die Soziologen bei der Debatte zurück. Beim Historikerstreit spielte, so Brennan, mit Jürgen Habermas zwar ein Soziologe eine zentrale Rolle. Wenn man sich aber die Einwürfe Habermas' in der Historikerdebatte anschaut, kann man erkennen, dass er sich wohl eher als ein an der Zukunft der Bundesrepublik interessierter Intellektueller denn als Soziologe an der Debatte beteiligt hatte. Siehe *Brennan*, S. 81.

<sup>10</sup> So jedenfalls *Katz*, S. 21–42 und *Shaw* (2010), S. 144 f. in kurzen – auf die englischsprachige Literatur verengten – Überblicksartikeln zur Rolle der Soziologie in der Holocaustforschung. Die Soziologie mache – so prägnant Zygmunt Bauman – bei der Beschäftigung mit dem Holocaust den Eindruck einer „kollektiven Übung im Verschließen der Augen“ (*Bauman* (1989), S. 9 f.). Siehe auch ähnlich zum Beispiel *Sofsky* (1994), S. 58, der schreibt, dass der gegenwärtige Stand der „Gesellschaftstheorie für die Analyse absoluter Gewalt und kollektiver Grausamkeit kaum eine Hilfe“ ist.

<sup>11</sup> An dieser grundsätzlichen kritischen Bewertung zur bisherigen Beschäftigung der Soziologie mit dem Holocaust hat sich bisher offenbar noch wenig geändert (siehe hierzu nur *Katz* oder *Christ*).

<sup>12</sup> Vgl. *Adorno* (1970) und *Elias*.

den, der Aneignung von Reichtümern oder der Implementierung von Ideologien ordnen.<sup>13</sup> Schließlich wurden auch einige Studien veröffentlicht, in denen anhand eines überstaatlichen Genozids wie des Holocausts unterschiedliche Reaktionsmuster in Nationalstaaten herausgearbeitet wurden.<sup>14</sup> Analysen, die auf interne, kollektive Mechanismen und Dynamiken innerhalb der Tätergruppen abstellen, stehen dagegen noch aus.

### III. Soziologische Zumutungen

Dabei könnten soziologische Erklärungsansätze in Ergänzung oder auch im Kontrast zu bereits etablierten Erklärungsmustern der Holocaustforschung vermutlich wichtige Aufschlüsse liefern.<sup>15</sup> Eine spezifisch soziologische Annäherung an den Holocaust stößt gewöhnlich allerdings schnell auf Hindernisse und erscheint vielen allein deshalb als problematisch, weil ihr eine Perspektive innewohnt, die Rationalitäten, Logiken und Kalküle, die Handlungen zugrunde liegen, zu rekonstruieren.<sup>16</sup> So ist es immer noch ein in der Holocaustforschung verbreiteter Ansatz, dass die Massenerschießungen und die Tötungen in den Vernichtungslagern nicht zu erklären seien und dass jeder Versuch, Logiken, Rationalitäten und Kalküle hinter ihnen zu rekonstruieren, auf eine Relativierung dieser Massentötungen hinauslaufe.<sup>17</sup> Aus einer soziologischen Perspektive gibt es jedoch keinen zwingenden Grund, weshalb der Holocaust nicht genauso rekonstruiert werden kann wie die Entwicklung und Produktion eines neuen Atomkraftwerkes, die Entstehung neuer Formen des Einsatzes von Armeen seit dem 19. Jahrhundert oder die Ausbildung neuartiger Regime der Fabrikarbeit.

Verschärft wird die „Zumutung“ soziologischer Analysen noch dadurch, dass sich die Soziologie dem Holocaust nicht aus einer moralischen Perspektive nähert. Es mag uns aus heutiger Perspektive selbstverständlich erscheinen, dass die Exekutionen tausender jüdischer Polen einen Massenmord darstellten, dass die daran beteiligten Polizisten folglich Massenmörder waren und die „Töter“ deswegen selbstverständlich auch „Täter“ sowohl im moralischen, politischen als auch strafrechtlichen Sinne sind. Diese aus heutiger Perspektive selbstverständlichen Zu-

<sup>13</sup> *Chalk/Jonassohn*, S. 29.

<sup>14</sup> Vgl. *Fein*.

<sup>15</sup> Für eine soziologische Gesamtdarstellung, beispielsweise als soziologisches Pendant zur „Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung“ (*Longerich* (1998)), ist das Terrain noch nicht vorbereitet. Es liegen bisher lediglich einige wenige organisationssoziologische Arbeiten vor, in denen beispielsweise versucht wurde, die „Ordnung des Terrors“ in den Konzentrationslagern zu untersuchen (*Sofsky* (1993)), die Entscheidungsfindung für den Holocaust mit dem „Garbage-Can-Modell der Entscheidungsfindung“ zu rekonstruieren (*Dammann*) oder am Beispiel der Inspektion der Konzentrationslager die „Verantwortungsentlastung durch Organisation“ nachzuweisen (*Balcke*).

<sup>16</sup> Zu dem Problem siehe *Reemtsma* (2002), S. 89 ff.

<sup>17</sup> Vgl. zu dieser Position nur *Müller-Hohagen*, S. 29 oder *Welzer*, S. 358.

schreibungen erschweren es jedoch, die damals herrschende Legitimitätsordnung der beteiligten Organisationen und deren Veränderungen zu rekonstruieren. Soziologisch macht es deswegen Sinn, sich so weit es geht einer neutralisierenden Wortwahl zu befleißigen und beispielsweise von Massenerschießungen oder Massentötungen und nicht von Massenmorden zu sprechen, um so darstellen zu können, wie die Massentötungen je nach Perspektive und Zeitpunkt nahezu selbstverständlich als Massenmord oder eben nicht als Massenmord erschienen.<sup>18</sup> Erst auf der Basis – so die Überlegungen – einer distanzierenden Beschreibungsweise ist es möglich, den Holocaust präzise zu beschreiben.

#### IV. Die Rolle staatlicher Gewaltorganisationen

Einen wichtigen Ansatzpunkt für soziologische Befunde kann die Tatsache liefern, dass mehr als 99 Prozent aller Tötungen von Juden durch Mitglieder *staatlicher Gewaltorganisationen* durchgeführt wurden.<sup>19</sup> Als staatliche Gewaltorganisationen werden Organisationen wie Armeen, Milizen und Polizeien verstanden, die Gewalt androhen und einsetzen, um staatliche Entscheidungen durchzusetzen. Sie unterscheiden sich von *nichtstaatlichen Gewaltorganisationen* wie Schlägertrupps, Terrororganisationen oder marodierenden Söldnergruppen dadurch, dass sie ihre Handlungen mit der Durchsetzung von staatlich legitimierten Ansprüchen begründen können.

Bekanntlich gab es während der NS-Zeit auch zahlreiche und vielfältige nichtstaatlich organisierte Formen von Gewalt gegen Juden. Man denke nur an die Gewaltakte während der Boykotte von jüdischen Geschäften kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1933, an die Zurschaustellung jüdischer und nichtjüdischer Bürger wegen vermeintlicher „Rassenschande“ und an die Zerstörung von Synagogen, Geschäften und Wohnungen während der Novemberpogrome im Jahr 1938. Die Massenerschießungen von Juden und die Deportationen in die Vernichtungslager aber wurden – und diese Differenz ist zentral – nicht als private Initiative von antisemitischen Gruppierungen betrieben. Sie wa-

<sup>18</sup> Siehe Hilberg (2002) für eine Begründung dieser Vorgehensweise.

<sup>19</sup> Interessanterweise gibt es – bei allen Bemühungen zur statistischen Aufbereitung der Daten zum Holocaust – keine genauen Aufstellungen darüber, wie viele Juden durch Personen getötet wurden, die nicht Mitglied einer staatlichen Organisation waren. Weil aber die Tötung von Juden durch Nichtmitglieder von staatlichen Organisationen nach dem Zweiten Weltkrieg als Mord hätte verfolgt werden können und trotzdem kaum Ermittlungsverfahren gegen Nichtmitglieder staatlicher Organisation bekannt sind, gehe ich davon aus, dass es bei deutschen Staatsbürgern vermutlich weniger als 10.000 Fälle gewesen sind. Wegen der Pogrome, die in besetzten Gebieten meistens kurz nach dem Einmarsch deutscher Truppen stattfanden, kann dieser Fall bei Staatsbürgern anderer Länder eventuell sogar höher liegen. Nähere Forschungen dazu stehen noch aus. Interessant wäre es auch, Einzelfallstudien – wie zum Beispiel über die „Hexe von Buchwald“ Ilse Koch, die keine offizielle Funktion in der Organisation des KZ hatte – unter diesem Gesichtspunkt zu reinterpreten (siehe zur Literatur über Ilse Koch nur zum Beispiel Smith (1983) und Przyrembel).

ren vielmehr Teil eines staatlichen Programms zur Vernichtung der europäischen Juden.

Die „ganz normalen Männer“ und die „ganz normalen Frauen“ fingen in genau dem Moment an, sich an Tötungen von Juden zu beteiligen, als sie als Mitglied einer staatlichen Organisation aufgefordert wurden, ihren Beitrag zum Vernichtungsprogramm zu liefern. Und fast alle von ihnen hörten damit genau in dem Moment wieder auf, als sie diese Tötungsorganisationen wieder verließen. Jedenfalls setzten – soweit wir wissen – die wenigsten ehemaligen Ordnungspolizisten, SD-Mitarbeiter oder Wehrmachtssoldaten nach ihrem Ausscheiden die Erschießung von religiösen oder ethnischen Minderheiten aus privatem Antrieb fort. Mit dem Verlassen der jeweiligen (NS-)Organisation endete in den allermeisten Fällen ihr kriminelles bis mörderisches Verhalten gegenüber anderen.

Nun lässt sich der Holocaust sicherlich nicht allein über das Verhalten in Organisationen erklären, dazu spielen die rechtlichen, politischen, wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Bedingungen eine zu große Rolle. Doch ohne ein grundlegendes Verständnis von Organisationen kann man meiner Ansicht nach die aktive Beteiligung der „ganz normalen Männer“ und auch der „ganz normalen Frauen“ am Holocaust nicht wirklich verstehen.

#### V. Jenseits des Bildes von Organisationen als Maschinen

Zugegebenermaßen ist die Erkenntnis, dass der Holocaust ein maßgeblich von staatlichen Organisationen getragenes Tötungsprogramm war, alles andere als originell. Fast auf den ersten Blick wird klar, dass der überwiegende Teil der Juden nicht im Rahmen von „unorganisierten“ wilden antisemitischen Pogromen getötet wurde, sondern von staatlichen Meldestellen im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten erfasst, von der Reichsbahn in den Osten transportiert, in den Ghettos von Polizeibataillonen drangsaliert und von SS- und Polizeieinheiten in Massenerschießungen oder in Vernichtungslagern getötet wurde.<sup>20</sup>

Mit anderen Worten: Die Vernichtung der europäischen Juden erfolgte geplant und systematisch, und sie hatte Methode. Mit Blick auf die ablaufenden Mechanismen dieses Genozids wurde bisher aber mit einem fast karikaturhaften, letztlich auf Max Weber zurückgehenden Verständnis von Organisationen gearbeitet. Beeindruckt von Webers Beschreibung des maschinenartigen „bürokratischen Mechanismus“ mit seiner „Präzision“, „Schnelligkeit“, „Eindeutigkeit“, „Aktenkundigkeit“, „Kontinuierlichkeit“, „Diskretion“, „Einheitlichkeit“, „straffen Unterordnung“, „Ersparnissen an Reibungen“ wird der Holocaust in letzter Konsequenz meist damit erklärt, dass sich die Nutzung der „bürokratischen Mechanismen“ für eine massenweise Tötung regelrecht angeboten hätte.

<sup>20</sup> Konsequenterweise gingen deswegen auch die Ankläger bei den Nürnberger Prozessen davon aus, dass „verbrecherische Organisationen“ wie die SS und die Gestapo maßgeblich für die Durchführung des Holocaust verantwortlich waren.

Tatsächlich ist bisher ganz überwiegend mit einem Organisationsverständnis gearbeitet worden, mit dem schon Hannah Arendt in ihrer Charakterstudie zu Adolf Eichmann grandios scheiterte. Mit einem an Max Weber angelehnten Organisationsverständnis kann der Holocaust nur als „bürokratisch geplanter“, „industriell durchgeführter“, „Verwaltungsmassenmord“ verstanden werden. Er kommt als eine in „Todesfabriken“ durchgeführte „spurenlose Vernichtung von Menschen in großer Zahl“ daher. Die „Todesfabrik“ erscheint als ein „nahezu reibungslos funktionierender Apparat“, in dem mit „hoher Kapazität und Geschwindigkeit“ Menschen ermordet wurden – und das, obwohl wir schon aus soziologischen Studien über Auto- und Flugzeugfabriken wissen, dass „reibungslos funktionierende Apparate“ eine reine Fiktion des Managements sind. Als Synonym für den Holocaust konnte in dieser Perspektive dann auch nur „Auschwitz“ stehen und eben nicht die häufig improvisierten Massenerschießungen, die teilweise chaotisch ablaufenden Ghettoliquidierungen oder die durch Planungsprobleme gekennzeichneten ersten Massentötungen in den Vernichtungslagern Belzec, Sobibór oder Treblinka.

Mit einem derart simplifizierten Verständnis von Organisationen handelte sich die Forschung jedoch alle Probleme ein, die schon die an Max Weber orientierte Organisationsforschung gekennzeichnet hatte: Überbetonung der an Zwecken ausgerichteten Rationalität von Organisationen, die Missachtung der Tatsache, dass Organisationen häufig mit sich widersprechenden Zielen ausgestattet sind, die Unterschätzung der Widersprüche in der Orientierung des Handelns von Personen, Ignorieren der „von unten“ kommenden Initiativkraft oder die Vernachlässigung der Bedeutung der „Unterwachung der Vorgesetzten“, durch die die Untergebenen die Entscheidungen des Spitzenpersonals maßgeblich vorbereiten.

Aus der Perspektive der systemtheoretischen Soziologie wird das Verhalten der Angehörigen der Ordnungs- und Sicherheitspolizei, der Wehrmacht oder der Waffen-SS dabei nicht – wie noch von Hannah Arendt – einfach nur als Verhalten im Rahmen einer sehr genau spezifizierten formalen Mitgliedschaftsrolle verstanden, sondern es kann vielmehr erklärt werden, weswegen sie die Tötung von Juden initiativ betrieben haben, weswegen sie aktiv an der Verfeinerung zur Deportation und Tötung mitgewirkt haben, weswegen sie Erschießungen häufig auch im Grenzbereich des von der Organisation Geduldeten vorgenommen und vielfach auch lustvoll Grausamkeiten begangen haben.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Siehe *Rommelspacher*, S. 30 für einen solchen Anspruch. Eine ganze Reihe von Themen würde sich für organisationssoziologische Forschungen anbieten: Die Entscheidungsfindung zur „Endlösung der Judenfrage“ in den Jahren 1939 bis 1942 (vgl. aus „funktionalistischer“ Perspektive einschlägig *Broszat*, *Mommsen* und überblicksartig *Browning* (2003)), die Rolle der Reichsbahn beim Transport von Juden in die Vernichtungslager im Osten (vgl. hierzu früh schon *Hilberg* (1981)), das „Unterleben“ in einem Vernichtungslager wie Auschwitz (vgl. hierzu journalistisch orientiert, aber historisch interessant: *Rees*), die Rolle der Judenräte während des Holocaust (vgl. hierzu grundlegend *Trunk*), ein erster soziologischer Einordnungsversuch bei *Bauman*, *Dialektik*, S. 132 ff.), der Einsatz nichtdeutscher Tötungskommandos im Rahmen von Einsätzen der Ordnungs- oder Sicherheitspolizei (vgl. den Überblick bei *Hilberg*, *Catastrophe*, S. 87 ff.) oder die Verwendung „ganz normaler

Nicht alle eingesetzten Polizisten mögen sich mit dem Zweck der Vernichtung der europäischen Juden identifiziert haben, aber auch diejenigen, die die antisemitischen Schulungen bloß über sich ergehen ließen, trugen dazu bei, dass die Tötung von Juden als eine polizeiliche Aufgabe betrachtet wurde, die eben zu bewältigen sei. Auch diejenigen Polizisten, die erklärten, sich nicht an der Tötung der Juden beteiligen zu können und sich somit den Anforderungen der Zwangsorganisation entzogen, taten dies – etwa durch Verweis auf die eigene Schwäche, auf Krankheit oder auf ihr Gewissen – in einer Weise, die das laufende Tötungsprogramm nicht ernsthaft störte oder beeinträchtigte.

In vielen anderen Fällen aber musste die Erwartung, dass man sich an den Ghettoräumungen, Deportationen und Erschießungen zu beteiligen habe, häufig nicht über die Hierarchie durchgesetzt werden, sondern war Teil dessen, was die Kameraden einander gegenseitig abverlangten. Diese kameradschaftlichen Erwartungen wurden dadurch gestärkt, dass sich bei den Aktionen Möglichkeiten boten, sich gegen die Regeln der Organisationen an den Juden zu bereichern. Das hohe Maß an Brutalität, das häufig über das formale Erlaubte und für den Auftrag funktional Notwendige hinausging, erleichterte den Bataillonsangehörigen die Tötung der Opfer. Es waren also gerade die Abweichungen, die Uminterpretationen und die Initiativkraft der Organisationsmitglieder, die die Durchsetzung des Holocaust wesentlich ermöglichten.

## VI. Die Bedeutung von Mitgliedschaftsmotivationen

Organisationen, egal ob Polizeien oder Armeen, Unternehmen oder Verwaltungen, Krankenhäuser oder Schulen, setzen unterschiedliche Mittel zur Motivation ihrer Mitglieder ein. Mit *Geld* können Organisationen selbst für unattraktive Aufgaben Mitglieder rekrutieren, wenn sie nur bereit sind, dafür entsprechend zu bezahlen. Und da der Geldbedarf von Personen „chronisch“ ist, können Mitglieder auf diesem Weg nicht nur zeitlich befristet, sondern dauerhaft gebunden werden. Organisationen bieten ihren Mitgliedern zudem häufig attraktive *Zwecke* an, was für die Organisation nicht nur den Vorteil hat, dass sich Organisationsmitglieder günstig – oder sogar kostenlos – gewinnen lassen, sondern dass die Mitglieder andererseits auch aufgrund ihrer Identifikation mit den Zwecken ohne hohen Kontrollaufwand zu Leistungen motiviert werden können. Andere Organisationen binden ihre Mitglieder über Handlungsattraktivität. In diesen Fällen stellt die Ausübung der Tätigkeit geradezu das Motiv für die Mitgliedschaft dar, und die Mitglieder sind nicht selten bereit, für die Möglichkeit zur Ausübung dieser Tätigkeit zu bezahlen. Besonders staatliche Gewaltorganisationen stützen sich bei der Bindung ihrer Mitglieder auch auf Zwang und setzen eigene Erzwingungsmittel – etwa eine organisationsinterne Polizei oder organisationseigene Gefängnisse – ein, um das Verbleiben der Mitglieder in der Organisation sicherzustellen. Aber Zwang

Männer“ beziehungsweise „ganz normaler Deutscher“ bei den Massentötungen (vgl. hierzu *Browning* (1999) und *Goldhagen*, *Executioners*).

allein reicht in der Regel nicht aus, um auch die Leistungsmotivation von Mitgliedern sicherzustellen. Gerade deshalb spielt *Kollegialität* als Motivationsmittel in Organisationen eine zentrale Rolle. Häufig werden Aufgaben deswegen bereitwillig erfüllt, weil es sonst die Kollegen machen müssen.

Aus der Sicht der Leitung vieler Organisationen sollten sich deren Mitglieder möglichst aus Personen rekrutieren, die sich mit ihren Zwecken voll identifizieren. In diesem Punkt unterscheidet sich der Wunschtraum der Geschäftsführerin eines heutigen mittelständischen Unternehmens oder des Vorsitzenden einer demokratischen Partei nicht grundlegend von der Vorstellung der Führung der NS-Organisationen. Das Idealbild scheint jenes einer Organisation zu sein, in der die Motive der Organisationsmitglieder perfekt zu den Zwecken der Organisation passen. Ist eine solche Übereinstimmung zwischen Organisationszwecken und Mitgliedschaftsmotiven gegeben, kann, so die Annahme, die Kontrolle durch die Hierarchie stark reduziert werden, weil man sich auf die Initiativekraft der Mitglieder verlassen könne. Es bestünde zudem die Möglichkeit, bei den Gehältern zu sparen, weil ja die Zwecke der Organisation selbst motivierend wirkten.

Im NS-Staat wurde eine solche vermeintliche Übereinstimmung zwischen Organisationszwecken und Mitgliedschaftsmotivationen geradezu zelebriert. Wenn Hitler die „Geschlossenheit des deutschen Volkskörpers“ propagierte und sich überzeugt zeigte, dass „das deutsche Volk“ in „höchster Entschlossenheit seiner Führung“ folgen werde, unterstellte er, dass die Mitglieder der existierenden Organisationen im NS-Staat sich mit den Zwecken des NS-Staates voll identifizieren würden.

Aber nur die wenigsten Organisationen – und hier stellen die NS-Organisationen keine Ausnahme dar – verlassen sich darauf, dass allein schon der Zweck der Organisation ausreicht, um Mitglieder dazu zu motivieren, alle von der Organisation erwarteten Handlungen auszuführen. Organisationen versuchen deswegen zwar, Mitglieder zu rekrutieren, die sich mit dem Organisationszweck identifizieren, oder wenigstens angeworbene Mitglieder für den Zweck der Organisation zu begeistern. Aber in den meisten Fällen werden zusätzliche Mittel eingesetzt, um die Mitglieder zu motivieren: Zwang, Geld, kollegiale Erwartungen oder auch attraktive Tätigkeiten.

## VII. Die Generalisierung von Mitgliedschaftsmotivationen

Eine häufig praktizierte Strategie von Organisationen besteht darin, dass sie Motivationen ihrer Mitglieder *generalisieren*. Unabhängig davon, welche Motive der Mitglieder für den Eintritt und den Verbleib in der Organisation relevant waren bzw. sind: Letztlich stellt die Organisation über die Formalisierung ihrer Mitgliedschaftserwartungen – also das Abhängigmachen des Verbleibens in der Organisation von der Befolgung der formalen Erwartungen – sicher, dass sich Mitglieder mit ganz unterschiedlichen Motiven den Erwartungen der Organisation unterwerfen.

Alle Organisationsmitglieder müssen sich an diesen formalen Erwartungen orientieren – auch diejenigen, die sich hochgradig mit dem übergeordneten Zweck der Organisation identifizieren und deswegen für die Organisation zum Problem werden können, weil sie zu allzu selbständigen „Übersetzungen“ des Oberzwecks in konkrete Handlungen neigen. So verbot Heinrich Himmler angesichts der Verselbständigung des Terrors gegen die Juden sämtliche Einzelaktionen von SS-Angehörigen gegen Juden „auf Schärfste“. Er kündigte an, selbst kleinste Zuwiderhandlungen mit dem Ausschluss aus der SS zu ahnden, und betonte, dass die Festlegung der Vorgehensweise zur „Lösung der Judenfrage“ nur der NS-Führung vorbehalten sei und nicht von einzelnen SS-Männern auf eigene Faust betrieben werden dürfe. Und ein begeisterter Soldat, der zu dem Ergebnis gekommen wäre, dass es im Sinne der Wehrmacht sinnvoller sei, statt an der Westfront an der Ostfront zu kämpfen und sich dort zum Einsatz gemeldet hätte, wäre vermutlich wegen Fahnenflucht verurteilt worden.

Über die Generalisierung der Mitgliedschaftsmotive erlangte der NS-Staat eine gewisse Flexibilität in der Personalrekrutierung. Obwohl es im Zuge des Krieges aufgrund der hohen Verluste in den besetzten Gebieten zu einer „Heterogenisierung“ des Personals kam, konnte das Tötungsprogramm trotzdem uneingeschränkt fortgeführt werden. Es machte dabei faktisch keinen Unterschied, ob es durch Mitglieder des Reichssicherheitshauptamtes, der Gestapo oder der SS-Division Totenkopf oder durch Notdienstverpflichtete, Reservisten der Waffen-SS oder durch Angehörige der Reserve-Polizeibataillone durchgeführt wurde.

Zudem konnte der NS-Staat die eingesetzten Motivationsmittel je nach Lage variieren. Als man sich beispielsweise gegen Ende des Krieges nicht mehr darauf verlassen konnte, dass die Soldaten und Polizisten aufgrund ihrer Identifikation mit dem NS-Staat oder aus Gründen der Loyalität mit den Kameraden schossen, ließ sich durch die Verhängung von drakonischen Strafen immer noch sicherstellen, dass die Personen in den Organisationen verblieben. Der NS-Staat geriet dadurch in gewisse Darstellungsschwierigkeiten, denn die durch die NS-Propaganda gepflegte vermeintliche Identifikation des Volkes mit dem Führer auch in Krisenzeiten ließ sich zunehmend schwieriger mit der steigenden Zahl von exekutierten Deserteurern in Einklang bringen. Letztendlich konnte sich der NS-Staat im Großen und Ganzen aber darauf verlassen, dass seine Programme ausgeführt wurden.

Erst durch die Generalisierung der Mitgliedschaftsmotive gewannen die NS-Organisationen tatsächlich an Elastizität: Sie konnten in gewissen Grenzen ihre Zwecke ändern, ohne sich sofort fragen zu müssen, ob sie für ihre Mitglieder dann noch attraktiv waren. Überspitzt ausgedrückt: Aus der Perspektive der Wehrmacht war es funktional, dass Wehrmachtssoldaten, die vor 1941 mit sowjetischen Soldaten in verschiedenen Feldern bereitwillig kooperierten, nach 1941 umstandslos (?) in einem Krieg gegen den vermeintlichen „russischen Untermenschen“ eingesetzt werden konnten. Und es war aus der Perspektive des NS-Staates funktional, dass die Männer und Frauen, die zuerst im Rahmen der „Aktion T4“ für die Tötung von geistig Behinderten und psychisch Kranken zuständig waren, danach auch prob-

lemlos für den Aufbau der Vernichtungslager in Belzec, Sobibór und Treblinka abgestellt werden konnten.

### VIII. Zweitrangigkeit der Motivlagen

Es hätte fast schon etwas Beruhigendes, wenn man den Holocaust allein aus einem Motiv heraus erklären könnte – etwa dadurch, dass sich ein Haufen überzeugter Nationalsozialisten zusammengetan hätte, um ihr Programm des „eliminatorischen Antisemitismus“ in die Tat umzusetzen, oder durch eine erfolgreiche „rassistische Indoktrination“ großer Teile der Bevölkerung. Zur Verhinderung weiterer Genozide würde es dann ausreichen, den „rassistischen Haufen“ zu identifizieren und ihn mit politischen Mitteln zu bekämpfen oder der rassistischen Indoktrination mit einer entsprechenden Aufklärungskampagne entgegenzuwirken.

Aus soziologischer Perspektive liegt das Beunruhigende am Holocaust aber gerade darin, dass es bei organisierten Gewaltanwendungen zweitrangig ist, aus welchen Motiven sich Personen an Folterungen, Erschießungen oder Vergasungen beteiligen. Auf Gewaltanwendung spezialisierte Organisationen müssen sich natürlich darauf einstellen, ob ihre Mitglieder sich mit dem Zweck der Tötungen voll identifizieren, ob sie den Zwecken der Organisation eher neutral gegenüberstehen und sich die Beteiligung an von der Organisation als sinnvoll erachteten Handlungen „abkaufen“ oder „abnötigen“ lassen oder ob sie den konkreten Handlungen vielleicht sogar mit Skepsis begegnen. Doch was am Ende für die Organisation zählt, ist allein, dass die von ihr erwarteten Handlungen ausgeführt werden.

Ohne ein grundlegendes Verständnis von Organisationen kann man die Beteiligung der „ganz normalen Männer“, der „ganz normalen Deutschen“ am Holocaust nicht verstehen. Organisationen, die sich auf Foltern und Töten spezialisieren, funktionieren nicht grundsätzlich anders als Organisationen, die Kranke pflegen, für Eiscreme werben, Schüler unterrichten oder Autos bauen. Die besorgniserregende Erkenntnis lautet, dass nicht nur die Mitglieder in auf Massentötungen spezialisierten Organisationen häufig ganz normale Menschen sind, sondern dass auch solche Organisationen, über die die Massentötungen geplant und durchgeführt werden, Merkmale ganz normaler Organisationen aufweisen. Hierin aber liegt die eigentliche Mahnung des Holocaust.